



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Heinrich Heine

Keiter, Heinrich

Köln, 1891

I. Die Jugendjahre (1798 - 1815).

urn:nbn:de:hbz:466:1-15159



Erster Abschnitt.

Die Jugend- und Universitätsjahre 1798—1825.

I.

Die Jugendjahre (1798—1815).

Heinrich Heine wurde zu Düsseldorf im Februar 1798 — dies ist die neueste Feststellung des Datums¹⁾ — als das erste Kind des jüdischen Manufacturwaaren-Händlers Samson Heine geboren. Er erhielt den Namen Harry, welchen er später mit Heinrich vertauschte. Ihm folgten eine noch lebende Schwester, Charlotte, sowie die Brüder Gustav und Maximilian.

Die Familienverhältnisse, in welchen er aufwuchs, die Zeit, in welche seine Erziehung fällt, erklären manchen Zug in dem widerspruchsvollen Charakterbild des Dichters. Heine selbst hat von seinen Eltern in dem noch erhaltenen ersten Theile seiner Memoiren eine liebevolle und eingehende Schilderung entworfen, welche eines humoristisch-satirischen Hauches nicht entbehrt. Der Vater, der eine reich bewegte, ziemlich leichtsinnige Vergangenheit hinter sich hatte, war ein lebensfroher Mann, der Spiel, Wein und Weiber liebte, nobeln Passionen zugethan war und mit seiner weichen, fast weiblichen Schönheit leicht die Herzen eroberte. Er hatte, obgleich er immer rechnete, keinen berechnenden Handelsgeist und brachte es nie zu befriedigenden Vermögensverhältnissen. Heine hat von seinem Vater manche Eigenthümlichkeit geerbt; Samson's Leichtsinns, Verschwendungssucht und Freigebigkeit gingen auf den Sohn über, der denn auch ebenso wie der Vater beständig mit dem Mangel an Geld

¹⁾ Aufzeichnungen des Rabbiners Scheuer über die 1797—1808 in Düsseldorf geborenen jüdischen Kinder. 5. Jahrbuch des Düsseldorfer Geschichtsvereins.

zu kämpfen hatte. Heine liebte seinen Vater aufrichtig; er versichert oft, daß er ihm von allen Menschen am meisten zugethan gewesen sei.

Auf Heine's Erziehung hat der geistig keineswegs hervorragende Vater einen wesentlichen Einfluß nicht ausgeübt. Die Mutter Peira — später nannte sie sich Betty — nahm die Erziehung ihres begabten Lieblingskinds selbst in die Hand und entwarf in ihrem nur zu beweglichen Geiste einen vollständigen Plan für seinen Bildungsgang. Sie war eine geborene van Geldern. Heine machte in den an seine Mutter gerichteten Sonetten aus dem van ein von und liebte es in spätern Lebensjahren, sie für eine Adelige auszugeben, er, der sich als den grimmigsten Feind der „Junfer“ aufzuspielen pflegte. Heinrich Laube, der den Dichter genau kannte, sagt in dieser Hinsicht¹⁾: „Mit der Mutter coquettierte Heine frühzeitig. Daß seine Mutter von Adel und eine Christin gewesen, das war etwas, was er betont wissen wollte. . . . Es war ihm ein verführerischer Witz, daß er aus einer Mischung christlichen Adels und jüdischer Rasse entsprossen sein könne und vom Mutterleibe aus romantisches Mittelalter, eingeweicht in zersetzende Geisteschärfe, darstelle.“ Heine hat geflunkert; seine Mutter war weder adelig noch von christlicher Abkunft.

Betty Heine war eine begabte und tüchtige Frau, die es wohl verdiente, daß ihr der Dichter bis an sein Ende — sie überlebte ihn um drei Jahre — eine treue Anhänglichkeit bewahrte und ihr in dem ergreifenden Gedicht: „Denk' ich an Deutschland in der Nacht“ noch 1843 ein herrliches Denkmal setzte. Sie hatte eine ausgezeichnete Erziehung genossen, so daß sie als Mädchen ihrem Vater lateinische Dissertationen vorzulesen vermochte. Die Kunst des Fabulirens hat Heine indessen nicht von ihr geerbt, wie er dem Vater die Frohnatur verdankte; sie hatte sogar, obgleich sie eine warme Verehrerin Goethe's war, eine wahre Angst, daß es ihrem Sohne einfallen könnte, sich dichterisch zu beschäftigen; sie entriß ihm jeden Roman, verbot ihm den Besuch von Theater-Vorstellungen und gab den Mägden die strenge Weisung, in seiner Gegenwart keine Gespenstergeschichten zu erzählen, ein Gebot, das freilich von „Zippel“, der alten Amme Heine's, nicht befolgt wurde. Peira wollte einen großen Mann aus ihrem Sohne machen, aber beileibe keinen Dichter.

Streng jüdisch gesinnt war Peira eben so wenig wie ihr Mann, welchem auf Betreiben einiger Eiferer die Aufnahme in die jüdische Gemeinde sehr erschwert worden war. Sie war, wie Heine erzählt, Rationalistin, eine eifrige Schülerin Rousseau's, und weit davon entfernt, ihren Sohn für ein bestimmtes Religionsystem zu erwärmen. So nahm denn

¹⁾ Gartenlaube 1868, S. 8.

Heine auch vom jüdischen Glauben nur Neußerlichkeiten in sich auf; jüdischen Nationalstolz kannte er nicht, und es war ihm im spätern Leben gar nicht angenehm, als Sproß einer verachteten Rasse angesehen zu werden. Auch war das Vaterhaus nicht der geeignete Ort, ihm Liebe zum Vaterlande einzulößen. Der kosmopolitische Zug im Judenthum, verbunden mit einer noch unter dem Einfluß unserer klassischen Literaturperiode stehenden Zeitrichtung, ließ ein starkes Vaterlandsgefühl nicht aufkommen. Die rheinischen Juden erblickten zudem in der französischen Revolutionsarmee den heiß ersehnten Befreier. Durch die Franzosen bzw. durch Napoleon errangen sie endlich Gleichstellung mit den christlichen Confessionen, sowie Erleichterungen in Handel und Verkehr. Kein Wunder, daß Heine schon im Vaterhause die Liebe zur französischen Nation und die begeisterte Verehrung für Napoleon einathmete, welche ihn durch das ganze Leben begleitete, und im „Buch Le Grand“ eine einzig dastehende dichterische Verherrlichung gefunden hat. Daß Deutschlands tiefste Erniedrigung dagegen in Heine's Familie auch nur den geringsten Schmerz verursacht hätte, wird uns, trotz Strodtmann's Behauptung¹⁾: Betty Heine habe ihre Kinder patriotisch angefeuert, nirgends bezeugt. Viel eher darf man nach Neußerungen Heine's annehmen, daß die Nachricht von der Schlacht bei Jena in der Volkerstraße Nr. 53 freudig begrüßt wurde.

Außer der Mutter hatte auf den jungen Heine noch deren Bruder, Simon van Geldern, bestimmenden Einfluß. Er stellte dem lesebegierigen Neffen seine reiche Bibliothek zur Verfügung, ohne es für nöthig zu halten, dessen Lectüre zu beaufsichtigen. Hier las Heine, neben Schauer- und Räubergeschichten, sehr unsaubere französische Romane, welche auf seine Phantasie gewiß nicht ohne Einfluß geblieben sind und in ihm die Sehnsucht nach verbotenen Früchten geweckt haben mögen. Höchst wahrscheinlich sog er auch hier schon durch die Schriften Voltaire's, Rousseau's, Montesquieu's und Mirabeau's die revolutionairen Ideen ein, welche später einen großen Theil seiner litterarischen Thätigkeit kennzeichnen.

Großes Interesse nahm Heine, wie er selbst erzählt, an der ebenfalls in der Bibliothek Simon's befindlichen handschriftlichen Reisebeschreibung seines Großheims, der ausgedehnte Reisen im Orient gemacht und als genialer Charlatan einiges Aufsehen erregt hatte. Der Knabe vertiefte sich leidenschaftlich in die Lectüre des wunderlichen Buches, so daß seine rege Phantasie in krankhafter Weise gereizt wurde. Oft ergriff ihn am lichten Tage ein unheimliches Gefühl, und es war ihm, als sei er selbst sein längst verstorbener Großoheim und lebe nur

¹⁾ I, S. 9.

eine Fortsetzung des Lebens jenes Mannes. Die eifrige Lectüre des „Don Quixote“, welcher ihm in der Uebersetzung von Ludwig Tieck schon frühzeitig in die Hände fiel, konnte eine heilende Wirkung kaum ausüben.

Leider war auch der Unterricht, welchen Heine 1809—1814 in Düsseldorf am Lyceum genoß, durchaus nicht geeignet, seinen feuerigen Geist in die rechten Bahnen zu lenken. Hier trug 1813 der Rector Schallmeyer in der philosophischen Klasse Psychologie und Logik sowie die philosophischen Systeme vor und zwar in ganz freisinniger Weise. Heine selbst sagt in seinen Memoiren (VII, S. 461): „Es ist gewiß bedeutsam, daß mir bereits in meinem dreizehnten¹⁾ Lebensjahre alle Systeme der freien Denker vorgetragen wurden und zwar durch einen ehrwürdigen Geistlichen, der seine sacerdotalen Amtspflichten nicht im Geringsten vernachlässigte, so daß ich hier frühe sah, wie ohne Heuchelei Religion und Zweifel ruhig neben einander gingen, woraus nicht bloß in mir der Unglaube, sondern auch die toleranteste Gleichgültigkeit entstand.“ In ähnlicher Weise äußerte er sich Fanny Lewald gegenüber²⁾; in den „Geständnissen“ (VI, S. 69) meint er sogar, der Besuch der Vorlesungen des Rectors Schallmeyer müsse ihm „vor den Assisen im Thale Josaphat als *circonstance atténuante* angerechnet werden.“ „Toleranteste Gleichgültigkeit“ hat Heine aus dem philosophischen Cursus Schallmeyer's gewiß nicht heimgetragen, oder sie ward schon nach wenigen Jahren durch jene widerliche Gewohnheit ersetzt, alle religiösen Gefühle und Einrichtungen mit der Lauge gemeinen Wizes zu übergießen.

Schallmeyer scheint indessen am Katholicismus noch festgehalten zu haben, denn er machte Heine's Mutter den Vorschlag, den Sohn katholisch werden zu lassen und ihn dem Dienste der Kirche zu widmen; durch seine Verbindungen werde es ihm möglich sein, demselben zu einem hohen Kirchenamt zu verhelfen. Heine's Mutter lehnte das Anerbieten ab, was sie, wie Heine wissen will, in spätern Lebensjahren bereute.

Wir finden nirgend ein Anzeichen, daß Samson oder seine Frau der katholischen Religion feindlich gesinnt gewesen wären. Sie standen ihr wahrscheinlich gleichgültig gegenüber; dem von Heine's Biographen gern erwähnten Umstande, daß Samson, der einer überkommenen Verpflichtung gemäß bei Processionen vor seinem Hause einen Altar errichten mußte, diesen in besonders schöner Weise ausschmückte, legen wir kein Gewicht bei, weil das jeder Handelsjude in katholischen Gegenden thut. Wohl aber unterliegt es keinem Zweifel, daß die Schönheit des katholischen Cultus auf den jungen Heine Eindruck machte und ihn zur Be-

¹⁾ Nach den neuern Festsetzungen im fünfzehnten. — ²⁾ Westermann Bd. 62, S. 104.

wunderung hinriß. „Ich war immer ein Dichter,“ sagt er selbst (VI, S. 66), „und deshalb mußte sich mir die Poesie, welche in der Symbolik des katholischen Dogma's und Cultus blüht und lodert, viel tiefer als andern Leuten offenbaren“¹⁾. Dieses Interesse war aber ein rein ästhetisches, wie es bei vielen romantischen Dichtern zu finden ist.

Seine freigeistige Gesinnung erhielt durch den vertrauten Umgang mit einem atheïstischen ältern Schulgenossen reiche Nahrung. Lange dauerte diese Freundschaft nicht, sie ward ersetzt durch den Verkehr mit einem andern ältern Mitschüler, dem er noch lange Jahre herzlich zugehan blieb. Christian Sethe, dessen Erscheinung uns durch die Schrift von Hermann Hüffer näher gekommen ist, der Sohn einer angesehenen preußischen Beamtenfamilie, bildete einen völligen Gegensatz zu Heine. Hier lodernde Phantasie, Mangel an Stetigkeit und Ausdauer, warme, aber nicht tiefgehende Empfindung, leichte Erregbarkeit — dort eine auf das Praktische gerichtete, ruhige und gemessene Natur, strenger Ordnungssinn und großes Pflichtbewußtsein. Sethe war Heine's Mentor, er hielt ihn von unüberlegten Streichen zurück, beschützte den schwächlichen Knaben gegen die manchmal handgreiflichen Neckereien antisemitischer Schulcameraden und schenkte seiner poetischen Begabung volle Bewunderung. Das gute Einvernehmen dauerte lange Jahre; erst als Heine Wege einschlug, auf welchen der charaktervolle Sethe ihm nicht folgen konnte, trat eine Entfremdung ein.

Leider haben Sethe und andere minder intime Freunde Heine's ihre Wissenschaft über den Dichter mit in das Grab genommen, so daß wir fast nichts über Heine's erste poetische Versuche und die Dichter, welche er in jener schwärmerischen Jugendzeit las, wissen; daß er im Banne der Romantik, namentlich der phantastischen Dichtungen G. Th. A. Hoffmann's, lag, dürfen wir indeß als gewiß annehmen. Seine Schriften beweisen es, und in seinem Werke über die romantische Schule sagt er (V, S. 344), daß er 1813 Uhland — in diesem Jahre gab Uhland mit Justinus Kerner den „Deutschen Dichterwald“ heraus, während die Gedichte Uhland's erst 1815 erschienen — in überströmender Begeisterung zu feiern vermocht habe. Damals habe er ihm nahe gestanden an Empfindung und Denken, damals habe ihm herrlich gedünkt jenes chevalereske und katholische Wesen, jene sanften Knappen und sittigen Edelfrauen, jene Mönche und Nonnen, jene blassen Entsagungsgefühle mit Glockengeläute. Vielleicht hat er damals in ähnlichem Geiste gedichtet; bis jetzt ist von diesen Versuchen indessen nichts an's Licht gekommen. Wohl aber zeigt uns ein 1814 entstandenes Gedicht: „Die Winneberggiade“

¹⁾ Vgl. auch Westermann Bd. 62, S. 104.

den jungen Heine bereits als losen Spötter, der in durchaus nicht feiner Weise über einen Studiengenossen am Lyceum sich lustig macht.

Trotz seiner Begabung gehörte Heine nicht zu den besten Zöglingen des Lyceums. Er bereitete seinen Lehrern durch sein übermüthiges und spottlustiges Wesen nicht geringe Schwierigkeiten. Peter Cornelius erzählte¹⁾ dem Dr. H. Riegel, als er einmal für seinen ältern Bruder Lambert die Elementarschule für Zeichenunterricht überwachte, habe er in Folge eines Lärms der Schüler den jungen Heine schwer geprügelt und den Malstock an ihm abgeschlagen. Heine vergaß niemals eine ihm zuerkannte Strafe, wenn er sie auch redlich verdient hatte; vielleicht waren es diese Prügel, wofür er später an dem edeln Peter Cornelius Rache nahm. (I, S. 406.)

Später scheint er sein unbändiges Wesen gezähmt zu haben, wenigstens stellt ihm der Director des Gymnasiums zu Düsseldorf, Dr. Kortüm, 1819 das Zeugniß aus: er habe von 1809 bis Michaelis 1814 in Hinsicht seines Fleißes und seines Betragens zu den vorzüglichsten Schülern gehört²⁾. Das Zeugniß jedoch dürfte vieles verschweigen, denn bei der Prüfung, welcher Heine sich in Bonn behufs Zulassung zum Besuch der Vorlesungen unterziehen mußte, erhielt er im December 1819 die Nummer III. In der Geschichte, sagt das Protokoll, sei er nicht ohne alle Kenntniße, einen lateinischen Aufsatz habe er nicht geliefert, weil er von unsicherer Kenntniß und zu geringer Uebung sei; zu einer Prüfung in der Mathematik habe er sich nicht verstanden; seine deutsche Arbeit, obwohl auf wunderliche Weise gefaßt, beweise ein gutes Bestreben³⁾. Dagegen soll er nach der Aussage seines Bruders Maximilian die englische und französische Sprache am Lyceum gründlich erlernt haben. Der Unterricht im Deutschen hat gleich gute Früchte nicht gezeitigt, denn Heine's Briefe an Sethe aus dem Jahre 1816 wimmeln noch von grammatikalischen Fehlern.

Früh schon machte Heine in der Liebe, deren Säger er in gutem und schlechtem Sinne werden sollte, seine Erfahrungen. Der Hang zum weiblichen Geschlechte regte sich schon in den Schülerjahren in ihm und ward durch die Lectüre der unsaubern französischen Romane genährt. Heine hatte ein sehr reizbares Nervensystem, und man scheint nichts gethan zu haben, um es zu schonen und die rege Phantasiethätigkeit des Knaben in vernünftiger Weise zu regeln. Wie sein Bruder Maximilian⁴⁾ erzählt, liebte er 1813 die Tochter des Kriegsraths von A. Als er einst bei einem feierlichen Schulactus den Schiller'schen „Taucher“ vorzutragen hatte, fiel sein Blick plötzlich auf das in den ersten Bänken

¹⁾ Riegel's Cornelius. — ²⁾ Gartenlaube 1877, S. 19. — ³⁾ Hüffer S. 102.

⁴⁾ Erinnerungen S. 21.

vor ihm sitzende junge Mädchen. Er erbleichte, stockte, konnte nicht weiter declamiren und sank endlich ohnmächtig zu Boden. Und doch kannte er die junge Dame nur von Angesicht!

Eine andere Liebelei fesselte ihn in ernsterer und, wenn seine „Traumbilder“ in der That hier ihren Ursprung haben (VII, S. 503), nicht unbedenklicher Weise. Sefchen (Josepha), die bleiche Tochter des Scharfrichters von Düsseldorf, zog ihn an, weniger durch ihre Schönheit, als durch den Reiz des Unheimlichen, der sie als das Kind „unehrlicher Leute“ umgab. Sefchen war jangeslustig und kannte eine Menge Volkslieder, meist schauerigen Inhalts, welche der junge Heine sich gern von ihr vorsingen ließ und in seiner, allen grellen Contrasten zugewandten Phantasie weiter ausgestaltete. Heine hat dieser Liebchaft in seinen „Memoiren“ gedacht; Wahrheit wird hier mit Dichtung versetzt sein, wie denn fast jede persönliche Erfahrung von Heine als Grundlinie phantastischer und humoristischer Arabesken benutzt wurde.

II.

Frankfurt a. M. — Hamburg — Bonn — Göttingen.

(1815—1821.)

Als im Herbst 1814 das Lyceum in Folge der kriegerischen Zeitläufte geschlossen wurde, bestimmte Betty Heine — der Vater scheint bei solchen Entschlüssen wenig in Betracht gekommen zu sein — den Sohn für den Kaufmannsstand. Ein unglücklicherer Beschluß konnte nicht gefaßt werden; den leidenschaftlichen, reizbaren und haltlosen Jüngling auf eigene Füße stellen, seinen phantasievollen Geist zu einer Beschäftigung anhalten, welche seiner ganzen Anlage so fern wie nur möglich war, hieß ihn dem Verderben aussetzen. Die Eltern sandten den Sohn in die Kämpfe des Lebens — er kehrte nicht als Sieger zurück.

Im Frühjahr 1815 reiste Samson mit dem Sohne nach Frankfurt am Main, wo Heinrich bei dem Banquier Rindsfleisch als Volontair das Wechselgeschäft erlernen sollte. Aber bei Rindsfleisch sowohl wie kurz darauf in einem Colonialwaaren-Geschäft erzielte er so geringe Erfolge, daß er nach einem zweimonatlichen Aufenthalt in der alten Krömmungsstadt nur wußte, „wie Wechsel ausgestellt werden und Muscatnüsse aussehen“. Dagegen lernte er auf langen Streifzügen Frankfurt nach Innen und Außen genau kennen und — hassen. Ueberall sah er nichts wie die unablässige fieberhafte Jagd nach Gewinn, die Abwesenheit jedes höhern Geistesflugs und die geringste Achtung vor der Poesie. Die widerwärtige